

SOPHIE HEEGER

KRIMINAL
ROMAN

MEPHISTOS ERBEN

 | FISCHER

Sophie Heeger

Mephistos Erben

Kriminalroman

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Tatort Mainz.

Susanna van der Neer ist eine erfolgreiche Kunsthistorikerin, sie lebt in Mainz und arbeitet auf der ganzen Welt. Doch Erinnerungen und Schuldgefühle quälen sie. In einem Institut im Taunus glaubt sie, endlich Hilfe und Zuspruch zu finden, aber man spielt ein erbarmungsloses Spiel mit ihr. Und eines Tages wird sie tot in ihrer Wohnung aufgefunden. Selbstmord, so scheint es. Wäre da nicht auf dem Anrufbeantworter diese Nachricht: Eine männliche Stimme flüstert die Zahl ›20‹.

Die Psychiaterin Lea Johannsen lässt der Fall nicht los. Die Ermittlungen führen sie und die Polizei zu einem eleganten Anwesen in Falkenstein. Was geschieht hier? Wer bestimmt die Regeln des Spiels? Lea begibt sich in ungeahnte Gefahr. Ist auch ihr Schicksal schon besiegelt?

»Seine Macht ist die Angst. Wir haben alle Angst. Wir sind seine Opfer.«

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Die Autorin, geb.1958 in Frankfurt, lebt und arbeitet als Ärztin in Mainz. »Mephistos Erben« ist ihr erster Roman.

Für Lisa, Laura und Franziska

Ars vera et falsa diiudicandi

Die Kunst, Wahres und Falsches zu unterscheiden

Erstes Kapitel

Sie setzte sich in den Sessel, nahm die weiße Tablette aus dem Taschentuch und schluckte sie hinunter. Das Bittere war kaum wahrnehmbar, und als sie danach einen Schluck Tee trank, schmeckte sie lediglich das Aroma des zarten Jasmins. Sie griff nach der nächsten Tablette, bis keine einzige mehr übrig war. Dann lehnte sie sich zurück und schloss die Augen. Vor sich sah sie Michelangelos »Jüngstes Gericht« in der Sixtinischen Kapelle. Körper, die sich krümmen, und Gesichter, die hoffen. Die einen stürzen in den Abgrund, die Glückseligen steigen in das Himmelreich auf. Ihre Atemzüge wurden tiefer, ihr Kopf fiel zur Seite. Von unten drang Straßenlärm gedämpft in die Wohnung. Das Leben draußen ging weiter.

Endlich Herbst! Der Geruch von feuchtem Laub und letzten Blüten stieg Lea Johannsen in die Nase, leichter Dunst kühlte angenehm ihr Gesicht. Wie jeden Morgen betrat sie den weitläufigen Park mit einem aufgeregten Hund an der Leine. Das Tier streckte prüfend die Nase in die Luft, schnupperte aber sofort am Boden weiter. »Lilly, Platz!« Artig setzte sich die Retriever-Hündin und wartete. Ihre Folgsamkeit wurde mit einem Leckerbissen belohnt, wobei es letztlich unklar blieb, ob ihr Verhalten auf Gehorsam oder auf Appetit zurückzuführen

war. Kaum jedoch hatte Lilly das Öffnen des Verschlusses an ihrem Halsband registriert, sprang sie begeistert los, um auf der anderen Seite der Wiese einen Cockerspaniel zu begrüßen.

Der Park war beeindruckend. Wie in einem Aquarellkasten leuchteten die Früchte von Pfaffenhütchen, Feuerdorn und Eberesche um die Wette. Die Blätter der majestätischen Kastanien, Buchen und Ahornbäume waren an den Rändern bereits gelblich oder rötlich verfärbt, und einige von ihnen hatten die Rasenfläche mit bunten Farbtupfern verziert. Tau glitzerte auf den halbzerfallenen Beeren von Heckenkirsche, Felsenbirne und Hartriegel. In der Morgensonne, die milchig durch den feinen Nebel drang, wirkte der Park wie ein Gemälde William Turners.

Nach einer Weile piff Lea nach dem Hund, der sich immer weiter entfernt hatte. »Lilly!«

Das Tier drehte nicht einmal den Kopf, und so blieb Lea nichts anderes übrig, als hinterherzulaufen. Die Sprechstunde der Psychiaterin begann um 9 Uhr, und bis dahin musste Lilly wieder zu Hause im Korb liegen. Diese hatte ihre Aufmerksamkeit gerade einem jungen Pärchen zugewandt, das Arm in Arm durch den Park spazierte. Schwanzwedelnd und freudig bellend sprang der Hund auf die beiden zu, woraufhin die junge Frau sich ängstlich hinter dem Rücken ihres Begleiters versteckte.

»Der macht nichts«, rief Lea, obwohl sie sich geschworen hatte, diesen dämlichen Satz niemals auszusprechen; verspürte

sie doch selbst beim Anblick fremder, bellender Hunde einen Anflug von Panik. »Lilly, hier!« Der Hund blickte zumindest in ihre Richtung und lief, als er das Rascheln der Plastiktüte mit Wurstresten hörte, erwartungsvoll auf sie zu. »Fein, Lilly, fein, jetzt müssen wir aber nach Hause gehen.« Sie klopfte auf das weiße Fell, in dem sich einige feuchte Blätter verfangen hatten, und befestigte die Leine wieder am Halsband.

Mit dem zufrieden kauenden Hund an der Seite erreichte sie wenig später ihr Haus, ein älteres, aber frisch gestrichenes Gebäude, das auf unkomplizierte Art einladend wirkte und eine riesige alte Trauerweide auf dem Grundstück beherbergte. Lea bevorzugte einfache und schnörkellose Dinge, von denen, wie sie fand, etwas Beruhigendes ausging.

Als sie die Tür aufschloss, hörte sie auf Sörens Schreibtisch das Telefon klingeln. Sie warf dem Hund die Leine über den Rücken und beeilte sich, im Arbeitszimmer ihres Mannes den Hörer abzunehmen.

»Johannsen«, meldete sie sich noch etwas außer Atem.

»Frau Doktor, guten Morgen, ich hätte da kurz eine Frage.«

Wie üblich, wenn die Arzthelferin Frau Witt anrief, ging es um den Wochenplan, weil Patienten dringend einen Termin benötigten oder Angehörige verschiedene Informationen »schnell« durchsprechen mussten. Den Ansagen »schnell« oder »kurz« misstraute Lea aus Erfahrung.

»Die Kriminalpolizei ist hier mit zwei Beamten. Es geht um Frau van der Neer. Sie hatte für letzten Freitag einen Termin bei Ihnen vereinbart, den sie nicht eingehalten hat.«

»Hört sich nicht gut an. Was ist passiert?«

»Frau van der Neer wurde am Sonntagabend von ihrem Bruder tot aufgefunden. Bei der Durchsicht ihres Kalenders entdeckte er die Eintragung des Termins.«

Die polizeiliche Befragung des behandelnden Psychiaters gehörte zur Routine, und die Frage nach Selbstmord oder Fremdeinwirkung war ein wichtiges Puzzleteil im Rahmen der Ermittlungen. Da bei depressiven Patienten die Selbstmordrate immens ist, gewöhnte man sich als behandelnder Arzt zwar nicht an die Selbstmörder, die einem das Gefühl des persönlichen Versagens gaben, aber man gewöhnte sich an die regelmäßigen Besuche der Polizeibeamten. Für Lea war der Umstand, dass Patienten sich das Leben nahmen, bevor sie die Chance bekam, ihnen zu helfen, immer mal wieder Anlass gewesen, an ihrer Wahl des Fachgebietes Neurologie und Psychiatrie zu zweifeln.

»Ich werde mich beeilen. Verschieben Sie bitte die nächsten Termine jeweils eine halbe Stunde nach hinten.«

Etwa eine halbe Stunde später versuchte Lea, ihren VW Passat in eine Parklücke in der Nähe der Augustinerstraße, inmitten der Altstadt von Mainz, zu zwängen. Gute Gegend für eine Praxis. Die alten Häuser, Fachwerk und Historismus in bunter Reihe, dazwischen eine Kirche. Die Parksituation war allerdings grauenvoll, und die Damen in den blauen Uniformen mit dem Kästchen in der Hand unerbittlich. Wehe, man übersah ein Schild mit dem Hinweis auf Anwohnerparken. – »Es ist fast

billiger, sich eine Wohnung mit Anwohnerparkscheinberechtigung in der Nähe der Praxis zu mieten, als die beständige Flut von Strafzetteln zu bezahlen«, hatte Lea sich bei ihrem Ehemann Sören beschwert.

»Noch ein kleines Stückchen nach vorne und links einschlagen«, rief es plötzlich von schräg hinten. Vor dem italienischen Restaurant auf der anderen Straßenseite stand Giulio und trocknete sich gerade die Finger an einem großen Küchenhandtuch ab. Lea kurbelte das Seitenfenster herunter und winkte ihm zu.

»Du sagst aber rechtzeitig Stopp und nicht erst, wenn ich auf der anderen Karosserie sitze«, rief sie ihm zu, und er grinste.

»Einen neuen Wagen könntest du schon gebrauchen. Oder willst du den fahren, bis er unter dir zusammenbricht?« Er zeigte abschätzig auf Leas Auto, das bereits zwölf Dienstjahre auf dem Buckel hatte, und von dem sie sich genauso schlecht trennen konnte wie von vielem anderen, Menschen eingeschlossen.

Nachdem Giulio sie in die Parklücke gelotst hatte, griff sie ihre Tasche, in der sie immer tausend Kleinigkeiten mit sich herumtrug und ohne die sie sich heimatlos fühlte, und ging zu ihm hinüber. Giulio war überaus gutaussehend, 1,85 groß, gewelltes, dunkles Haar und ein klassisch römisches Gesicht, obwohl er ursprünglich aus einem kleinen Ort in der Nähe von Brindisi kam. Schon im Alter von drei Jahren war er mit seinem Vater nach Mainz gekommen. Abgesehen von seltenen Temperamentsausbrüchen wirkte er, als würde er den ganzen

Tag »O sole mio« vor sich hinsummen. Nachdem er das väterliche Restaurant übernommen und modernisiert hatte, war es ein wahrer Publikumsmagnet geworden; man musste Wochen im Voraus reservieren. Im *Bella Romana* war nicht nur die Stimmung einzigartig, auch seine italienische Küche war etwas ganz Besonderes.

»Soll ich euch in der Mittagspause etwas bringen?«, fragte er Lea.

»Ich weiß nicht, ich frage die anderen. Wir melden uns rechtzeitig.« Lea wandte sich Richtung Augustinerstraße und winkte ihm mit einem Lächeln zu, »bis später«.

»Ciao, bella«, klang es melodisch hinter ihr her, als sie die wenigen Schritte zu dem Haus ging, in dessen zweitem Stock sich die Gemeinschaftspraxis mit ihrem Kollegen Ullrich Köller befand. Die Praxis war vor drei Jahren renoviert worden. Jedes Mal beim Betreten der hellen Räume, die mit Birkenholzmöbeln, Spiegeln, großen Pflanzen und Lichtleisten ausgestattet waren, freute sie sich an der behaglichen Atmosphäre.

»Wenn die Patienten schon mit düsteren Stimmungen hier sitzen, brauchen wir dringend ein Gegengewicht«, hatte sie zu Ullrich vor der Renovierung gesagt. Dies hatte eine junge Innenarchitektin mit viel Liebe zum Detail umgesetzt. Leas Lieblingsraum war der Wartebereich, der an der Decke einen großen dunkelblauen Kreis mit eingelassenen Halogenlämpchen aufwies. Unter dem »Sternenhimmel« war an diesem Morgen jeder Platz besetzt.

»Gute Güte«, murmelte Lea, obwohl ihr klar war, dass die Praxis in der dunklen Jahreszeit Hochkonjunktur hatte. Die depressiven Erkrankungen legten in ihrer Intensität noch einmal tüchtig zu, um dann kurz vor den Weihnachtsfeiertagen Rekordniveau zu erreichen. Zusätzlich zu den täglichen Einbestellungen gab es Notfalltermine für Patienten mit Beschwerden, die sofort diagnostisch abgeklärt oder behandelt werden mussten.

Frau Witt saß an der Anmeldung und diskutierte gerade mit einer Patientin am Telefon. »Frau Lippert«, formte sie mit ihren Lippen und hielt dabei die Muschel des Hörers zu. Lea schüttelte den Kopf und signalisierte, dass es heute keinen Termin gab. Sie hatte die Patientin erst gestern gesehen und ihr geraten, die Medikamente regelmäßig für vierzehn Tage einzunehmen. Eine Verbesserung ihrer Beschwerden konnte nicht von heute auf morgen erzielt werden, obwohl es nicht wenige Menschen gab, die dachten, ab der ersten grünen, gelben oder lilafarbenen Tablette müsse sich ihr ganzes Leben ändern.

»Also frühestens nächste Woche, Frau Lippert, wenn es ein Notfall ist, natürlich auch früher, aber erst mal müssen die Medikamente wirken, Sie müssen wirklich abwarten.«

Frau Witt war ein Profi bei der Handhabung ungeduldiger Patienten, und das traf ungefähr auf ein Drittel ihrer Klientel zu.

Als Lea ihr Sprechzimmer betrat, folgte ihr Nora Sutter, die andere Arzthelferin, die vor drei Monaten ihre Ausbildung

abgeschlossen hatte. »Guten Morgen, Frau Doktor, ich habe Ihnen eine Liste mit den Patienten für heute gemacht. Im Wartezimmer sitzen die beiden Kriminalbeamten, soll ich sie zuerst hereinholen?«

Lea nickte. »Ja, machen wir es kurz und schmerzlos, bitten Sie die beiden Herren herein.«

»Ein Herr und eine Dame«, korrigierte Nora und ging in den Wartebereich, um die beiden Kriminalbeamten zu Lea zu begleiten.

Kurze Zeit darauf saßen vor Lea ein etwa fünfundvierzigjähriger Kriminalbeamter mit offenem Gesicht und interessierten, wachen Augen, und neben ihm eine jüngere Beamtin in Jeans und Lederjacke, deren jugenhafter Kurzhaarschnitt mit einer augenfälligen Liebe zu ungewöhnlichem Ohrschmuck in sonderbarem Kontrast stand. Jedes Ohr war mit einer bunten Miniskulptur geschmückt.

»Franz Bender, Kriminalkommissariat Mainz, und das ist meine Kollegin Sandra Kurz«, stellte er sich vor, reichte Lea die Hand und zückte dabei routiniert den Polizeiausweis. »Wir hätten ein paar Fragen an Sie, Frau Johannsen, da wir bei den Ermittlungen zu einem Todesfall auf Ihre Praxis gestoßen sind.«

Lea schluckte. Trotz langjähriger Routine im Umgang mit solchen Ereignissen zog sie diese Formulierung in den Dunstkreis von Verbrechen und Unrecht, was ihr stets aufs Neue ein mulmiges Gefühl bescherte.

»Es geht um Susanna van der Neer, eine Ihrer Patientinnen«, konkretisierte Kommissar Bender das Gespräch.

»Susanna van der Neer«, wiederholte Lea, »ja, sie war meine Patientin, aber ohne Entbindung von der ärztlichen Schweigepflicht durch die Angehörigen darf ich Ihnen keine medizinischen Details mitteilen, wie Sie wissen.«

»Natürlich.« Der Polizeibeamte zog ein gefaltetes Papier aus seinem Jackett. »Hier habe ich die schriftliche Entbindung von Ihrer Schweigepflicht, ausgestellt vom Bruder der Toten, Alexander van der Neer.«

Lea war verblüfft, denn so fix war die Polizei selten. Bender schien ihre Reaktion richtig zu deuten und lächelte amüsiert. »Manchmal sind wir richtig schnell.«

Wenn er lächelt, sieht er mindestens zehn Jahre jünger aus, stellte Lea überrascht fest.

»Im vorliegenden Fall kam uns der Zufall zu Hilfe«, klärte Kommissar Bender Lea auf. »Herr van der Neer selbst entdeckte die Eintragung des Arzttermins im Terminkalender seiner Schwester, und da er als Anwalt mit den bürokratischen Erfordernissen unserer Ermittlungsarbeit vertraut ist, mussten wir dem Schreiben ausnahmsweise mal nicht hinterherlaufen.«

Die junge Kollegin, Polizeikommissarin Sandra Kurz, schaltete sich ein: »Herr van der Neer hat seine Schwester am gestrigen Sonntagabend gegen 19 Uhr in ihrer Wohnung gefunden. Er war mit ihr verabredet, und da sie nicht öffnete, hat er mit einem Schlüssel, den er für Notfälle bekommen hatte, die Tür geöffnet. Er fand seine Schwester im Wohnzimmer, auf

einem Sessel sitzend. Leblos.« Die junge Beamtin unterbrach ihre Schilderung, so dass die Pause wie eine spontane Gedenkminute für die Tote wirkte. Dann räusperte sie sich und fuhr fort. »Herr van der Neer rief den Notarzwagen und sofort auch die Polizei. Der Notarzt stellte fest, dass der Tod offensichtlich schon eine ganze Zeit vorher eingetreten war, da die Totenstarre bereits vollständig ausgebildet war. Er kennzeichnete den Leichenschauschein, wie in solchen Fällen üblich, mit dem Hinweis auf eine unklare Todesursache, und die weitere gerichtsmedizinische Untersuchung wurde angeordnet.« Sie nickte Kommissar Bender zu, der den Bericht fortsetzte. »Nichts in der Wohnung deutete auf eine Gewalttat hin, und die äußere Unversehrtheit der Toten wies ebenfalls nicht in eine solche Richtung. Also, ein plötzlicher Tod natürlicher Ursache ... oder ein Selbstmord. Auch wenn wir die Ergebnisse der gerichtsmedizinischen Untersuchungen abwarten müssen, halten wir einen natürlichen Tod für nicht sehr wahrscheinlich, da nach Angaben ihres Bruders Frau van der Neer bei guter körperlicher Gesundheit war.«

»Bleibt Selbstmord«, gab Frau Kurz das nächste Stichwort. »Genau daran aber will der Bruder der Toten nicht glauben.«

Lea nickte. Sie kannte dieses Phänomen. Ein Selbstmord in der Familie konnte selten akzeptiert werden. Dem ersten Schock folgten die Schuldgefühle. Diese überfielen die nächsten Angehörigen jedes Mal, wenn es zu einer solchen Tat kam, und machten den Schicksalsschlag doppelt schwer. Die Frage, warum niemand aus der nächsten Umgebung gespürt hatte,

dass Sohn, Mutter oder Schwester in einen seelischen Abgrund gestürzt waren, aus dessen quälender Tiefe nur Selbstmord als Ausweg erschien, war selten zu beantworten.

»Was möchten Sie von mir wissen?«, fragte Lea, bei allem Verständnis für die Angehörigen, in der Hoffnung, dass die Fragen nach Depressionen, Suizidgefahr, Psychose oder Medikamentenabhängigkeit in diesem Fall schnell zu beantworten waren. Ihr Praxisalltag war auch ohne Stechuhr streng getaktet.

»Fangen wir am besten bei den Fakten an«, schlug Kommissar Bender vor, während seine junge Kollegin sich mit geschultem Blick in Leas Sprechzimmer umsah. »Frau van der Neer hatte am Freitag, den 10. Oktober, um 10 Uhr einen Termin bei Ihnen. An diesem oder dem folgenden Tag ist sie gestorben.« Franz Bender zückte seinen Kugelschreiber und schlug einen schon etwas ramponierten Notizblock auf. »In welcher Verfassung war Frau van der Neer an jenem Morgen, und worüber haben Sie gesprochen?«

Lea schaute auf die Karteikarte mit der Terminübersicht. »Über gar nichts«, beantwortete sie die Frage.

»Wieso über nichts, was war denn ihr Anliegen?« Bender hob seinen Kugelschreiber, den er schon zum Schreiben aufgesetzt hatte, wieder hoch.

»Die Patientin ist nicht zum Termin erschienen.«

»Hat sie ihn abgesagt?«

»Nein, sie ist einfach nicht erschienen.«

Kommissar Bender machte sich eine Notiz, während Lea fortfuhr: »Dabei hatte Frau van der Neer ihren Terminwunsch erst kurz vorher auf dem Anrufbeantworter der Praxis hinterlassen.« Lea überflog die Eintragungen. »Sie hat am Donnerstagabend – die Daten werden gespeichert – um 22 Uhr 50 auf den Anrufbeantworter der Praxis gesprochen und um einen Termin für den darauffolgenden Tag gebeten.«

»Zu dem sie dann nicht erschienen ist?«

»Genau.«

Kommissar Bender notierte die Fakten. Er benutzte offensichtlich eine Art Kurzschrift, denn nach wenigen Zeichen schaute er auf.

»Wann und wo sind Sie Frau van der Neer zum ersten Mal begegnet? Kannten Sie sie nur als Patientin oder auch privat?«

»Ich kannte sie nur als Patientin.«

»Erzählen Sie uns bitte von Ihrem ersten Kontakt mit ihr.«

Lea erinnerte sich recht gut an diesen Katastrophenvormittag vor einem Jahr. Ihr Nesthäkchen Frederike, damals gerade 9 Jahre alt, hatte am Morgen über Bauchweh und Kopfschmerzen geklagt. »Ich kann nicht zur Schule, Mama«, hatte sie gejammert. Statt Kakao hatte sie nach Fencheltee verlangt. Da dies ein sicheres Indiz für »echte« Bauchschmerzen war, hatte Lea in der Schule angerufen und ihre Tochter entschuldigt. Die Termine in der Praxis konnten so kurzfristig nicht verschoben werden, und so hatte Lea das Kind samt Wärmflasche und Thermoskanne mit Fencheltee in ihren Passat gepackt. Als sie von der Rheinstraße in die Holzstraße

abgebogen war, hatte sie Frederikes leidende Stimme vom Rücksitz vernommen: »Mama, ich glaube, ich muss mich übergeben.« – »Moment, mein Schatz, ich suche eine Tüte, schaffst du es solange?« Im Handschuhfach fand Lea eine leere Hundekeks-Tüte. »Hier, halt dir die vor den Mund!« Keinen Augenblick zu spät, denn Frederike erbrach sich, glücklicherweise zielsicher, in die Tüte.

Als sie zehn Minuten später zusammen und samt Gepäck die Praxis betreten hatten, war zu allem Überfluss am Empfangstresen eine lautstarke Auseinandersetzung in vollem Gange gewesen. Eine schlanke Frau mit langen dunklen Haaren in einem schwarzen Mantel hatte aufgebracht vor Frau Witt und Nora gestanden. »Ich brauche einen Termin, sofort, heute. Ich weiß, Sie haben für Notfälle immer einen Termin. Man hat mir gesagt, ich soll mich an Frau Doktor Johannsen wenden, wenn ich es nicht mehr aushalten kann. Hier ist doch ihre Praxis, oder?« Frau Witt hatte versucht, den Redefluss zu unterbrechen, war aber trotz jahrelanger Übung nicht erfolgreich gewesen. Mit dem Kind an der Hand war Lea an der Anmeldung vorbeigeschlichen. Zum Glück war das kleine Nebenzimmer des Sprechzimmers mit einer Liege ausgestattet und konnte schnell zum Krankenzimmer umfunktioniert werden. »Ich kann nicht mehr!« Frederike war erschöpft auf die Liege gesunken, und Lea hatte rasch noch eine Schüssel besorgt. Anschließend hatte sie sich den Kittel übergezogen, um den ersten Patienten in das Sprechzimmer zu holen. Doch die

Lage an der Anmeldung hatte sich zwischenzeitlich keineswegs entspannt.

»Was ist denn das Problem?«

Die unerwartete Frage aus dem Hintergrund hatte eine Pause verursacht. Aber nur für kurze Zeit. Die Frau hatte sich zu ihr herumgedreht und sofort erfasst, dass ein neuer Ansprechpartner zur Verfügung stand. Ohne zu zögern hatte sie begonnen, ihr Anliegen erneut vorzutragen.

Keinen Moment hatte Lea daran gezweifelt, dass diese Frau sich in einer psychischen Ausnahmesituation befand. Es waren ihre Augen, furchtsam geöffnet, der angespannte Gesichtsausdruck, die fahrigen Bewegungen ihrer Hände, die immer nur für einen kurzen Moment Haare, Mantel, Tasche oder den Tresen berührten. Sie hätte sich an der Anmeldung ganz sicher nicht beruhigt. Kurz entschlossen hatte Lea die Frau daher aufgefordert, ihr ins Sprechzimmer zu folgen und dort Platz zu nehmen.

»Weshalb sind Sie gekommen?«

»Sind Sie Frau Doktor Johannsen?«

Lea hatte genickt, und die Frau hatte leise zu sprechen begonnen: »Ich bin schuldig, ich habe mich versündigt! Verstehen Sie? Jetzt ist der Teufel immer anwesend. Er lässt mich nicht gehen. Überall finde ich ihn, oder er findet mich.« Eindringlich hatte die Frau Lea aus dunkelblauen Augen angeblickt, so als könnte sie die Antwort auf ihre Frage in Leas Gesicht ablesen. »An mir und am Leben selbst habe ich mich versündigt; deshalb spüre ich seine Ketten. Ich habe zu büßen.

Es ist ausweglos.« Hastig hatte sie die Wörter ausgesprochen, und sie schien erleichtert darüber zu sein, dass die Worte sich aneinandergereiht und zu einem Satz geformt hatten.

»Weshalb glauben Sie an eine Sünde?« Lea hatte nachgefragt, um das Gespräch weiterzuführen und mehr zu hören.

»Kennen Sie den Weg? Wissen Sie, was nach dem Teufel kommt? Kennen Sie die Zahl?«

Auf Leas Frage hatte die Frau entweder nicht antworten wollen, oder sie hatte es nicht gekonnt. Ihr schmales Gesicht mit den hohen Wangenknochen hatte exotisch ausgesehen, schön mit einer ungesunden Blässe. Ihr Alter hatte Lea auf Anfang vierzig geschätzt.

»Was meinen Sie mit dem Weg oder der Zahl?«

In Leas Kopf hatten sich die Schubladen für einzelne psychiatrische Symptome wie Wahnwahrnehmung, systematischer Wahn oder paranoide Wahnvorstellung geöffnet.

»Die Zahl weist den nächsten Schritt, ...wie der Weg fortgesetzt werden kann, verstehen Sie?« Die Frau hatte aus dem Fenster geschaut. »Ich suche Erlösung, aber die Schuld hält mich fest. Ich möchte verstehen, und ich möchte wieder frei sein.«

Lea fasste ihre Erinnerungen in wenigen Worten für die Polizeibeamten zusammen.

»War die Patientin psychotisch, oder hatte sie ein anderes Problem?«, erkundigte sich Sandra Kurz.

»Wirklich schwer zu sagen«, antwortete Lea der jungen Kommissarin, deren kompetente Frage sie beeindruckte. Psychiatrische Krankheitsbilder waren häufig komplex und verworren. Hinter den Aussagen der Patienten suchte man Muster für die verschiedenen Störungen. Es gab richtungweisende Symptome, wie zum Beispiel den katatonen Sperrungszustand, den Stupor, die hyperkinetische Katatonie, die verschiedenen Halluzinationen, haptische, akustische, optische und andere Wahrnehmungsstörungen. Allesamt Bezeichnungen für genau definierte Störungen, die zu richtigen Diagnosen führten, oder besser führen sollten. Bei Frau van der Neer waren die Hinweise undeutlich, unscharf und schwer abgrenzbar gewesen, und so antwortete Lea wahrheitsgemäß: »Das kann ich Ihnen nicht eindeutig sagen. Ich habe versucht herauszubekommen, ob es sich bei Frau van der Neer um eine Psychose oder eine neurotische Störung handelte. Das schien mir zunächst das Wichtigste, es ist entscheidend für das weitere Vorgehen.«

»Inwiefern entscheidend?«, wollte Kommissar Bender wissen.

»Nun, der Neurotiker weiß in der Regel, dass er unter einem seelischen Problem leidet, mehr oder weniger jedenfalls. Im Unterschied dazu lebt der Psychotiker in seinem Wahngelände wie unter einer Käseglocke, und alles, was unter dieser Käseglocke passiert, ist für ihn die einzig existierende Wirklichkeit, aus der es kein Entrinnen gibt.«

»Und welche Erkrankung vermuteten Sie bei Frau van der Neer?«

»Wie gesagt, das war mir nach diesem ersten Zusammentreffen nicht klar, und auch später kamen mir immer wieder Zweifel an der Art der psychischen Störung.« Lea überflog erneut die Eintragungen in der Patientenakte.

»Jedenfalls konnte ich ihr offenbar nicht weiterhelfen, und meine Versuche, in einem Gespräch etwas über ihr Problem herauszubekommen, waren wenig erfolgreich.«

Lea erinnerte sich an das frustrierende Ende dieses ersten Gesprächs. Frau van der Neer hatte plötzlich ihren Stuhl zurückgeschoben und war mit einem Seufzer aufgestanden.

»Das ist schlecht, sehr schlecht«, hatte sie gemurmelt und war ohne sich umzudrehen an diesem Morgen aus der Praxis gegangen und hatte Lea ratlos hinter ihrem Schreibtisch zurückgelassen.

Die Psychiaterin erzählte Franz Bender und Sandra Kurz von dem plötzlichen Ende dieser denkwürdigen Konsultation, das umso erstaunlicher war, da Frau van der Neer verzweifelt auf dieses Gespräch bestanden hatte. Anschließend blickte Lea auf die anderen Eintragungen und auf das jeweils vermerkte Datum. »Frau van der Neer war danach noch insgesamt viermal in der Praxis. Diese Besuche unterschieden sich freilich sehr von unserem ersten Zusammentreffen.«

»Inwiefern?«, wollte Frau Kurz wissen.

»Frau van der Neer wirkte bei den folgenden Besuchen gefasster, vielleicht etwas bedrückt, aber keineswegs so

aufgewühlt und verzweifelt wie bei diesem ersten Gespräch.«
Lea drehte die letzte Karteikarte um und schaute auf die Notizen. »Am 24. September, das war der letzte Termin, zu dem sie erschien, sprach sie wieder vom Tod, vom Teufel und von einem Labyrinth. Sie erwähnte aber auch, dass es Hoffnung für sie gebe. Das war vor drei Wochen.« Lea behielt die Karteikarten in der Hand und lehnte sich zurück.

Frau Kurz stellte die nächste Frage: »Insgesamt nur vier Termine bei Ihnen? Das ist wenig für Patienten in Ihrem Fach, nehme ich an. Patienten mit psychischen Erkrankungen gehen meines Wissens viel häufiger zu ihrem Psychiater, oder?«

»Ja, allerdings«, bestätigte Lea, »die meisten Patienten benötigen viel Zeit, und wir haben in der Regel Probleme, ausreichend Termine zu reservieren.«

Als habe sie das Stichwort für ihren Einsatz bekommen, öffnete Frau Witt mit einem entschuldigenden Blick die Tür. »Verzeihung, aber das Wartezimmer ist ziemlich voll. Frau Ehlers wäre als Nächste an der Reihe, was soll ich ihr sagen?« Frau Witt blieb in der Tür stehen. »Soll ich sie eine Runde zum Einkaufen schicken?«

Die Einkaufsmöglichkeiten waren ein unschlagbarer Vorteil der ausgezeichneten Praxislage. Die meisten Patienten kamen so mit längeren Wartezeiten sehr gut zurecht.

»Nein, sie kommt sofort dran«, erwiderte Lea. »Ich muss heute auf jeden Fall pünktlich los, da Frederike heute Nachmittag bei einer Schulaufführung mitspielt. Die darf ich keinesfalls verpassen.«

Frau Witt nickte, verließ den Raum und schloss die Tür.

»Eine Frage noch, bevor wir uns verabschieden.« Kommissar Bender und Frau Kurz hatten den Hinweis verstanden. »Hat Frau van der Neer zu irgendeinem Zeitpunkt Selbstmordgedanken geäußert oder angedeutet?«

»Nein, sie hat nichts Eindeutiges offenbart. Weder beim ersten Gespräch noch später.« Lea warf sicherheitshalber nochmals einen Blick auf die Unterlagen und schüttelte den Kopf. Sie hatte es sich schon zu Beginn ihrer Berufstätigkeit angewöhnt, wichtige Dinge mit Textmarker, die sie in allen Farben immer griffbereit hatte, zu kennzeichnen. Suizidgedanken oder ein versuchter Selbstmord gehörten in jedem Fall dazu. »Auch wenn Frau van der Neer in den weiteren Gesprächen relativ, die Betonung liegt hier wirklich auf relativ, ausgeglichen erschien, haben wir über einiges gesprochen, was mich ihren Gemütszustand ahnen ließ. Sie war für mich ...«, Lea suchte nach einem passenden Wort, »... zerrissen. Das trifft es vielleicht. Sie war innerlich zerrissen. Von konkreten Selbstmordabsichten sprach sie aber, wie gesagt, nicht.« Lea konnte den Blick auf ihre Armbanduhr nicht mehr hinausschieben. »Es tut mir wirklich leid, ich stehe heute unter Zeitdruck. Aber ich werde mir die Eintragungen noch einmal in Ruhe durchsehen, und wir können dann gerne noch über Frau van der Neer sprechen. Wäre das in Ordnung?« Lea schaute fragend in das Gesicht Franz Benders.

Dieser nickte. »Ja sicher, das wäre hilfreich, vielen Dank.«

Er und Sandra Kurz erhoben sich nahezu gleichzeitig, und nach einem kurzen Händedruck wandten sich beide in Richtung Tür. Bender legte noch schnell seine Visitenkarte auf Leas Schreibtisch. »Sie können mich jederzeit anrufen. Zu Beginn der Ermittlungen ist jede Information nützlich und wichtig.«

Als er an der Tür stand, drehte er sich noch mal um. Eine Geste, die Lea an den Detektiv einer amerikanischen Fernsehserie erinnerte. »Das sollten Sie vielleicht noch wissen: Falls es ein Selbstmord gewesen sein sollte, gibt es einige Auffälligkeiten. Wir fanden Frau van der Neer halb angezogen auf einem Sessel sitzend, die Hose war nicht zugeknöpft und die Knöpfe der Bluse nicht geschlossen. Auf einem Tisch stand eine Teetasse, daneben lag ein weißes Taschentuch. Im Badezimmer der Toten lag eine Zahnbürste mit Zahnpasta auf dem Waschbeckenrand, und die Teekanne war noch halb gefüllt.«

Lea stellte sich Frau van der Neer in ihrer Wohnung vor, wie sie dort die Teekanne gefüllt und die Zahnpasta aus der Tube gedrückt hatte. Alltägliche Verrichtungen, über die man sich keine Gedanken machte.

Kommissar Bender fuhr fort: »Die Wohnung war einigermaßen ordentlich, nichts war zerwühlt, und es gab keine aufgezogenen Schubladen. Nur der Spiegel im Schlafzimmer war zersplittert, vermutlich von einem schweren silbernen Medaillon, das jemand dagegengeworfen hatte. Das Medaillon lag unter dem Spiegel. Vielleicht ist es ein Hinweis

darauf, dass doch eine Auseinandersetzung vor dem Tod stattgefunden hat. Wir werden abwarten müssen, bis die Spurensicherung uns nähere Informationen liefert.« Er machte eine Denkpause. »Aber nichtsdestotrotz, so wie es aussieht, ist Frau van der Neer zwischen Anziehen und Zähneputzen gestorben.«

Mit diesem Satz beendete Kommissar Bender seine Rede, hob die Hand zum Abschied und verließ mit Frau Kurz das Sprechzimmer.

Die Tür blieb geöffnet, und so konnte Frau Ehlers sofort eintreten und Platz nehmen. »Das hat heute aber lange gedauert, Frau Doktor, ich habe fast eine dreiviertel Stunde gewartet.«

»Es tut mir wirklich leid, Frau Ehlers«, besänftigte Lea die Patientin. »Wie kommen Sie mit dem neuen Medikament zurecht?«

»Also«, begann diese und schilderte in aller Ausführlichkeit ihre Beschwerden – die Verspannungen, den Kopfschmerz, die Abgeschlagenheit, das Leeregefühl, das sie immer wieder überfiel. Lea hatte ihr vor drei Wochen nach Ausschluss einer körperlichen Ursache ein Antidepressivum verschrieben und konnte eine deutliche Besserung konstatieren. Die Patientin wirkte frischer, sie erzählte lebhafter und schien nicht mehr so niedergeschlagen.

»Ich denke, das Medikament tut Ihnen sehr gut.« Fragend schaute Lea Frau Ehlers an und wartete gespannt auf deren

subjektive Einschätzung.

»Ja schon, ich habe morgens mehr Schwung, wenn ich das mal so sagen darf«, bestätigte die füllige Mittfünfzigerin etwas zögerlich. »Aber nachmittags wird mir alles schon wieder zu viel. Es ist zwar kein Loch mehr, in dem ich versinke, aber immerhin noch eine Kuhle.«

»Das haben Sie treffend formuliert. Dann schlage ich vor, dass wir die Dosis noch etwas anheben, dann kommen Sie wahrscheinlich auch noch gut über den Nachmittag.«

Die Patientin nickte. Lea stellte ihr ein neues Rezept aus und vermerkte die Einnahmehäufigkeit.

»Geht es Ihrem Mann wieder besser?«

Herr Ehlers hatte sich bei einem Sturz von der Kellertreppe den rechten Oberschenkel gebrochen. Nach der Operation hatte er für acht Wochen ein Rehabilitationszentrum besuchen müssen. Die Depression seiner Ehefrau war durch das plötzliche Alleinsein sicher erheblich verstärkt worden, zumal sie fast dreißig Jahre verheiratet und, soweit Lea das mitbekommen hatte, noch niemals getrennt gewesen waren. Nun endlich lächelte Frau Ehlers.

»Ja, viel besser, er kommt nächste Woche wieder nach Hause. Bis dahin muss ich noch einiges erledigen.«

»Na, das klingt doch gut, Frau Ehlers, ich denke, es geht wieder aufwärts.« Mit einem aufmunternden Lächeln reichte Lea ihr die Hand. Hier hatte sie ein gutes Gefühl.

Bei ihrem nächsten Patienten sah es leider nicht so rosig aus. Herr Wegener litt seit fünf Jahren unter einem Morbus

Parkinson und konnte trotz einer ganzen Palette wirksamer Medikamente kaum noch seine Hand zum Mund führen. Der früher aktive Sechzigjährige litt massiv unter der Einschränkung seiner Mobilität. Obschon seine Ehefrau ihn liebevoll umsorgte, hatte er Tränen in den Augen, als er vor Lea saß.

Zweites Kapitel

Zwei Stunden später hatte sich das Wartezimmer deutlich geleert, und Lea ging in den Sozialraum, um sich eine große Tasse Kaffee zu besorgen.

»Mama, du bist kaffeesüchtig«, hatte ihre 15-jährige Tochter Marie nicht zum ersten Mal festgestellt, als sie am Morgen den Kaffee nicht mit einem Löffel abgemessen, sondern ihn aus der Tüte direkt in die Tasse befördert hatte. Je nach Müdigkeitsgrad wurde die Dosierung des Pulvers variiert.

»Nur dass du Bescheid weißt, ich trinke den Kaffee nicht zum Genuss, für mich ist er ein Grundnahrungsmittel«, hatte Lea klargestellt. Die Beziehung zum Kaffee definierte sich neu für Menschen, die nachts in einem Krankenhaus gearbeitet hatten.

Als sie nun gerade dabei war, sich im Sozialraum die dritte Tasse Kaffee des Vormittages einzuschenken, kam ihr Kollege um die Ecke geschlendert. Es war offenbar Zeit für seinen Tee. Ullrich Köller, 51 Jahre alt, ein Typ wie ein Schwergewichtssportler, ziemlich groß und eher »rüchlich«, wie Frederike füllige Menschen nannte, war Leas Fels in der Praxisbrandung. Ausschließlich positiv gestimmt absolvierte er sein Tagespensum, blieb dabei überwiegend entspannt und war